

Zeche Zollverein - die Pyramide von Essen

Kann man die Zeche Zollverein und die Pyramiden von Gizeh in einem Atemzug benennen?

Im Prinzip ja, denn beide reihen sich ein in die Liste der von außergewöhnlichem Wert gekennzeichneten und für die Nachwelt zu schützenden Kulturerbestätten der Menschheit – so die Begründung der UNESCO.

Essen und das Ruhrgebiet sind in diesem Jahr Kulturhauptstadt Europas. Für die Mitglieder des Regionalvereins Düsseldorf vor der Haustür. Einige wohnen sozusagen mittendrin.

Anfahrt daher in Grüppchen oder individuell an diesem herrlichen Frühlingstag.

Treffpunkt war das „Casino Zollverein“, wo in der früheren Kompressorenhalle ein Restaurant der außergewöhnlichen Art entstanden ist: Umgeben von der konservierten Industrieästhetik mit überdimensionalen RÖHREN, den großen und kleinen Stellrädern, den Kompressionszeigen hatten wir in diesem Ambiente kleine Imbisse ausgewählt, die man bei „seinem Italiener“ nicht besser hätte bekommen können.

Danach ging es zum Besucherzentrum in der ehemaligen Kohlenwäscherei, erreichbar über eine spektakuläre 60 Meter lange, orangefarbene Rolltreppe.

Unsere Gästeführer für die nächsten zwei Stunden waren, wie wir feststellten, zwei frühere Bergbauingenieure, Herr Reichardt und Herr Seifert, die selbst jahrzehntelang „auf“ Zeche – unten und oben – gearbeitet hatten. Sie boten umfassendes Fachwissen, streuten in ihre Ausführungen den trockenen Humor des „Potts“ ein und zeigten ebenso den stillen Stolz seiner Bewohner.

Dass der Himmel über dem Ruhrgebiet wieder blau ist, so wie Kanzlerkandidat Willy Brandt 1961 einst auf seiner Wahlkampftour forderte, wussten wir Bewohner von Nordrhein-Westfalen sowieso schon. Zweifler erfahren es bei dem ungetrübten Panoramablick vom Dach der Kohlenwäscherei, den wir bei herrlichem Sonnenschein an diesem 25. März hatten.

Wir erinnerten uns an ein Schild im Besucherzentrum: „Das Ruhrgebiet atmet nicht mehr Staub, sondern Zukunft.“ Da ist was dran, wenn man die sich verändernde Industrielandschaft von dort aus betrachtet.

Das Motto des geführten Rundgangs nannte sich „Kohle und Kumpel“.

Vorangestellt gehört die Geschichte. 1847 kaufte der Duisburger Industrielle Haniel an erfolversprechender Stelle inmitten von Ackerflächen und dörflicher Idylle Land und legte schließlich 13 Grubenfelder an. Die erste danach entstandene Zeche mit einem besonders ergiebigen Kohleflöz nannte er „Zollverein“, in Anlehnung nach dem einige Jahre zuvor gegründeten Deutschen Zollverein.

Die im gleichen Jahr geschaffene Trasse der Köln-Mindener Eisenbahn verlief unmittelbar am Zechengelände entlang – optimal!

In den nächsten Jahrzehnten überschlugen sich die Ereignisse: Größer, weiter, tiefer könnte man sagen, wurden die Gruben bzw. Schachtanlagen. Ein Förderrekord jagte den anderen.

Der Zentralschacht XII mit seinem 55 Meter hohen Doppelbockfördergerüst, erbaut von den genialen Industriearchitekten Kremmer und Schupp wurde 1932 in Betrieb genommen. Die schönste Zeche, so die Kommentare der Fachleute – und die größte und modernste Steinkohlenförderanlage der Welt.

Große Zuwanderungsströme arbeitssuchender Menschen aus Osteuropa, aber auch aus vielen Regionen Deutschlands gab es zwischen 1880 und 1930. Seit 1960 dann noch aus der Türkei. Einen Schmelztiegel nannte man das Ruhrgebiet, solange und sofern es zur Assimilation kam.

Die Zechen und Stahlindustrie sorgten für Arbeit, die eher „Maloche“, Schwersarbeit war. Verbunden mit gesundheitlichen Schäden wie Steinstaublunge. Erst später gab es den geregelten Austausch der Arbeitsplätze zwischen „unten“ und „oben“.

Aber auch immer wieder kehrende wirtschaftliche Krisen im Ruhrgebiet, ob strukturell oder von außen beeinflusst, sorgten für „Fieber im Pott“. Dann wurde auch das übrige Deutschland krank.

Wir tauchten bei der Führung in den Arbeitsalltag der Bergleute und die ihnen dienende Technik ein.

Vorbei ging es an überdimensionalen Kesseln und Generatoren. Dicke Kabelstränge verbanden dieses und jenes. Bandförderanlagen schwebten über unseren Köpfen. Vereinzelt Loren stehen seit 23 Jahren mit der Aufgabe der Zeche still auf schmalen Gleisen. Eine Patina aus festem Staub hat sich über alles gelegt.

Immer wieder stoppten wir und bekamen von unseren früheren Bergbauingenieuren sehr plastisch die Entwicklung beim Abbau der Steinkohle unter Tage geschildert. Erst mittels pressluftgetriebener Schrämmaschinen, Abbauhämmer oder Stauscheibenförderer und schließlich durch die beginnende Mechanisierung des Abbaus mit Kohlehobel und Doppelkettenförderer.

Sehr lange mit Gefahren für den Kumpel verbunden: Auf soundsoviel Mengen geförderter Kohle die entsprechende Anzahl von Toten. Aber Arbeit gab es – und 40 qm Wohnraum für die Familie. Vielleicht noch ein kleines Stück Nutzgarten von der Zeche.

Hoffentlich senkte sich das Ganze aber nicht ab bei nachfolgenden Bergschäden...

Wir erfuhren, dass man Förderschächte für die Kohle benötigte, aber auch Schächte für Frischluft und die Beförderung der Kumpels und dass man das „Fahren“ in den Schacht als „Fahrung“ deklinieren kann.

An manchen Punkten drückten unsere Begleiter auf den Knopf eines Beamer und die audiovisuelle Technik erklärte uns mit bewegten Schaubildern, die auf eine Stahlwand projiziert wurden, komplexe Arbeitsprozesse auf simple Weise.

Wir stiegen auf eine große Bühne, und aus den Lautsprechern schepperte es gerade noch unter der Schmerzgrenze, wie es in der Halle damals „live“ bei laufenden Siebtrommeln und Aktivitäten der übrigen Geräte und Laufräder geklungen hat. Für uns gab es nur 20% der früheren Lautstärke, und trotzdem vibrierte unter Stahlboden – und gestaubt hat es glücklicherweise auch nicht...

Wir gingen den Weg ab von dem Schacht, der aus dem Bergwerk kam: Vor der „Wipperhalle“, wo die Förderwagen auf den Kopf gestellt wurden, damit die Rohkohle – ein Gemisch aus Kohle und Stein – auf ein Rollenrost und schließlich auf Bandanlagen in die Kohlenwäsche transportiert wurde. In den Anfangsjahrzehnten war vieles Handarbeit, zuletzt wurden Stein und Kohle mit kräftigem Wasserdruck getrennt und herausgespült.

Nach der Besichtigung einer Halle mit ihrer Stahlwerkarchitektur und dem Bestaunen des Kesselhauses im Bauhausstil war der aufregende Rundgang vorbei.

Wir schlenderten in Richtung Besucherzentrum. Ich sah auf einer Kreidetafel „Currywurst“ und glaubte Herbert Grönemeyer sei nicht weit - hier, in dieser Umgebung und hatte sofort seinen Song in den Ohren „und bisse richtig down, brauchse wat zu kaun - ´ne Currywurst...“

Doch um mich herum unser Trupp, „anne“ Tresen vom früheren Labor der Kohlenwäsche Schlange stehend und stellte fest, am Nachmittag essen Rentner keine Currywurst – Rentner essen Kuchen: Käsesahne mit Schokostreusel. Lecker.

Ich aß auch ´n Stückchen. Es war ein herrlicher Tag!

Bernd Zellmer